

KULTUR-KOLUMNE

„Es gibt nichts Gutes, außer man tut es“



VON
JOSÉ F.A.
OLIVER

Kennen Sie Berthold Bürger, Peter Flint oder einen gewissen Robert Neuner? Sagen Ihnen die Namen „Klaus“ und „Klärle“ vielleicht etwas? Nein? Kein Problem. Sollten Ihnen all diese hier aufgeführten Personen unbekannt sein, Geduld, Geduld! Grämen Sie sich nicht. Ich werde Sie gegen Ende dieses Textes aufklären, beziehungsweise das literarische Rätsel lösen. Nur soviel sei vorweggenommen. Sie stehen allesamt für sprachliche Meisterwerke und für eine wunderschön poetische Kraft. So weit, so gut. Anders ausgedrückt: soweit, so spannend.

Bleiben Sie dran! Wie Sie wahrscheinlich jetzt schon ahnen, kommt die heutige Kolumne nicht von ungefähr. Wie könnte es auch anders sein. Denn längst abgelegte, in den Schatzkammern der Erinnerung aufbewahrte Gedanken, sind seit Wochen wieder präsenter. Leider. Fragmente aus Büchern, die ich irgendwann gelesen oder von denen ich irgendwo und irgendwie gehört hatte. Sätze, beispielsweise, wie: „Der Weltkrieg hatte begonnen, und meine Kindheit war zu Ende.“ (Gemeint war seinerzeit der Erste Weltkrieg). Plötzlich ist wieder da, was Geschichte bedeutete oder gar vergessen schien. Unterstrichen sei „schien“. Manchmal sind die Erinnerungsfetzen

bestimmter Inhalte auch nicht mehr genau zuzuordnen. Sie kommen einem vor wie eine verschwommene Wissensmischung aus allem, was das Leben andere gelehrt hatte. Sie tauchen von jetzt auf nachher auf. Und sei's in mutierter Form. In einer Vehemenz, die Schaudern macht.

Ja, wir wissen Vieles. Es hat sich jedoch ein Versteck in uns aufgesucht. Von „Verdrängung“ will ich nicht sprechen. Indes – es bleibt eine plumpe Binsenweisheit: Jede Zeit, die wir erleben und gestalten, schreibt mit. Immer. Dessen bin ich mir sicher. Deshalb wiederhole ich die gründlich bekannte Trivialität. Und ich? Wie sieht es bei mir aus? Gute Frage. In aller Regel schreibe ich hinterher. Meistens. Selbst dort, wo ich nicht in einer mehr oder weniger gelassenen Ruhe zuhause sein kann. Ja, Sie vermuten das Richtige.

Schöne Versuchung

Heuer kommt mein monatlicher Gruß nicht aus heimischen Gefilden. Ich darf nach langen Monaten existentieller Unwägbarkeiten und vieler beruflicher Entbehrungen erneut wieder (!), wenn auch nur gelegentlich, als Reisender in Sachen Poesie unterwegs sein. Darüber freue ich mich natürlich sehr, weil große Teile der Kultur während der letzten beiden Jahre auf der Strecke geblieben sind. Auch sehr viele Autorinnen und Autoren. Insofern. Ich bin dankbar, dass mich meine Gedichte wieder durch die Lande ziehen lassen. Dass sie mich von Ort zu Ort bringen. Mein Schreibtisch steht deshalb heute weit im Osten unserer Republik. Die Sonne

scheint an diesem Aprilmorgen, ein versöhnlicher Frühlingstag plätschert heran und man könnte versucht sein, zu glauben, die Welt sei in Ordnung. Vielleicht muss man es ja zwischendurch auch immer wieder tun, dieser schönen Versuchung erliegen. Glaube und Hoffnung sind verschwistert. Wenn sie nicht gar eins sind. Für ein paar Augenblicke zumindest.

Es tut gut, sich ein wenig zu erholen, Energie zu bündeln und Kraft zu tanken. Bin also unterwegs und endlich wieder einmal in Dresden. Eine Stadt, die mich von frühester Kindheit an begleitet hat. Zum einen im ersten Geschichtsbuch am Gymnasium in Hausach. Der Zweite Weltkrieg und das Foto einer „skelettierten“ Stadt. Dresden. Wie oft hatte ich das Schwarzweißbild angeschaut. Ungläubig. Konnte nicht fassen, was da am 14. Februar 1945 geschehen war.

Dann war Dresden in den Erzählungen des Großvaters eines Klassenkameraden, der, als Flüchtling aus Ostpreußen kommend, den Bombenangriff auf Dresden überlebt hatte. Bei jedem Familienfest des Freundes war Dresden Thema. Der Bombenhagel. Wie selbst die Elbe brannte in jenen Tagen. Später sollten mich Bilder aus dem zerstörten Grosny an dieses Dresden-Foto meiner Kindheit erinnern. Jahre später Aleppo. Und jetzt – Mariupol und Charkiv ...

Als ich 2001 als Stadtschreiber in Dresden weilte, war mir als würde ich ins Geschichtsbuch meiner ersten Jahre am Gymnasium taumeln. Ich musste alle Straßen und Winkel der Stadt aufsuchen. Ich wollte stumme Zeugen aus jenen letzten Tagen des Zweiten

Weltkrieges finden. Ich ging durch die Stadt und sinnierte vor Einschusslöchern an nicht renovierten Häusern und versuchte zu begreifen. Erich Kästner half mir dabei. Er, der große Kästner, war ja gebürtiger Dresdner und hatte viele Tage seiner Kindheit in der Villa seines Onkels am Albertplatz verbracht. Heute ist in diesem Haus ein verspielt interaktives Museum. Ihm zu Ehren.

Besuchen Sie es, sollten Sie einmal nach Dresden kommen. Kästners bekannte Kinderbücher und seine „lyrische Hausapotheke“ sind ein Genuss. Aber da gibt es noch eine empfehlenswerte Lektüre. Sie trägt den schlichten Titel „Als ich ein kleiner Junge war“. Ein autobiographisches Kinderbuch, das er 1957 publiziert hatte und aus dem der Satz stammt, den ich eingangs zitiert habe: „Der Weltkrieg hatte begonnen, und meine Kindheit war zu Ende.“

Kästner schrieb auch unter Pseudonymen. Die Namen, die ich Ihnen am Anfang dieser Kolumne aufgezählt habe, und er schenkte uns sinnstiftende Lebenserkenntnisse: „Es gibt nichts Gutes, außer man tut es!“. Eine große Hoffnung in diesen Tagen, an denen uns so viele kleine Menschen begegnen, die dereinst den Kästner-Satz in leicht veränderter Form vielleicht auch sagen werden müssen: „Der Krieg hatte begonnen, und meine Kindheit war zu Ende.“

Bis bald!